

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 18 (1928)

**Heft:** 6

**Artikel:** Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

**Autor:** Wenger, Lisa

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-634756>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Sennepsschweiz in Wort und Bild

Irr. 6  
XVIII. Jahrgang  
1928

Bern,  
11. Februar  
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

## Wanderers Heimat.

Von Otto Frei.

Schön singen die Glocken über der Stadt, Da kommt mit jedem wadernden Klang Das war ein Spielen im Glück. Doch jetzt, In der ich als Fremdling wohne. Ein stilles Erinnern gezogen Wo mich auf brennenden Schuhen Wie lieb' ich dieses Geläut! Denn es hat Und mahnt mich ans Tal und den Hügel Das Leben von Straße zu Straße heißt, Das gleiche Beten im Tone An der Aehren goldenes Wogen, Ihang, Nun bin ich im Hafsten und Rühen Und ganz den gleichen silbernen Schlag An Mutters Ruf, wenn der Tag verging, Den Winden und Wolken als Freund zuge Wie die Glocken der Heimat am Feiertag. Und wie ich an ihren Augen hing... Und meine Heimat — die ganze Welt! fällt,

## Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

6

Ein paar Tage, nachdem Rahel die Frage nach ihrem Vater getan, beschrieb sie ihn Sidnen gegenüber, der auf den seinigen einen unbändigen Stolz und den Verklärten längst unter die Götter erhoben hatte, der Neigung der Kinder entsprechend, die ihre Eltern ungern als gewöhnliche Sterbliche betrachten, sei es aus dem Bedürfnis heraus zu vergöttern, was sie lieben, oder der noch tiefer liegenden Selbstfreude entspringend, die geschmeichelt und genährt wird von dem Gedanken, von hohen Eltern abzustammen. Sidnen prahlte also oft mit seinem Vater Rahel gegenüber, als daß sie nicht das Bedürfnis nach einem ebenso kostbaren Kleinod hätte fühlen müssen. Nun war der Augenblick da, zu glänzen. Sie malte den Lenz Brecht in herrlichen Farben, mit so übermäßig lachendem Mund und so leuchtenden Augen, daß es dem Knaben zu bunt wurde.

„Das ist alles erfunden und erlogen“, schrie er. „Dein Vater war ein Lump und ein Schuft und hat gestohlen und ist deiner Mutter davongelaufen, und zuletzt hat ihn der Teufel geholt.“ Rahel sprang von den Stelzen herunter, packte Sidnens Holzbeine und rüttelte sie in bedrohlicher Weise.

„Du lügst. Du mußt mit zu Tante Adeline.“

„Nein“, schrie er. „Tante Marie hat's gesagt, das vom Forstlaufen. Und das vom Teufel hat die Monika gesagt.“

„Du mußt mit zu Tante Adeline“, schrie Rahel wieder. Sidnen konnte sich von ihren langen dünnen Fingerchen kaum befreien, die denen auf den Bildern der Märtyrer glichen. Mit funkelnenden Tränen in den Augen flagte sie Sidnen an. Adeline ließ sich erzählen. Sidnen schilderte

Brecht Lenz in den ihm zukommenden Farben und fügte auch die Legende von der Höllensfahrt hinzu, denn sich vor Tante Adeline besser zu machen als er war, fiel ihm nicht ein.

„Hat er gestohlen?“ fragte Rahel ungeduldig.

„Nein, das eigentlich nicht.“

„Hat ihn der Teufel geholt?“

„Unsinn“, sagte Adeline kühl, denn es schien ihr ein Unding, daß jemand aus ihrer Familie sich in solch schlechter Gesellschaft befinden sollte. Rahel weinte.

„Einen solchen Vater will ich nicht. Die Mutter hat gelogen. Sie hat mich angelogen. Er ist nicht so wie sie gesagt hat. Ich will einen Vater, wie Sidnen einen gehabt hat.“

„Du bist auch eine Schwundt, nicht nur eine Lenz“, sagte Adeline. „Vergiß das nicht.“ Aber Rahel war zu jung, um die Größe dieses Trostes zu ermessen.

„Bekomme ich einen andern Vater?“ fragte sie. Sidney lachte. Sie fuhr auf ihn los. „Lach' nicht“, schrie sie.

„Rahel“, sagte Adeline streng. „Eine Schwundt wird nicht zornig. Sie beherrscht sich.“ Mit großen Augen sah Rahel sie an.

„Velusa wird auch zornig“, sagte sie.

„Velusa“, rief Adeline mit unendlicher Abwehr in den Zügen. „Velusa gehört zum Volk. Der mag zornig werden so viel er will. Aber für uns schaut sich das nicht.“ Rahels Tränen versiegten, aber die kleine Episode hatte dunkle Blüten gezeitigt. Das Kind hatte das Vertrauen zu ihrer Mutter verloren. Es war der Gedanke in ihr wach geworden, daß sie etwas Besonderes sei, und es entstand in ihr ein ungesundes Sehnen nach ihrem Vater, das heißt, nach jemand,

den sie lieben und vergöttern konnte. Die Folge war, daß sie nur wunderbare Menschen lieben wollte, oder solche, die sie liebte, zu Wundern mache.

Wenige Tage darnach erzählte Sidnen zu Hause die Ereignisse des Tages, und Tante Marie schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Ist das eine Erziehung?“ fragte sie Monika. „Sollte man Rahel nicht lehren, ehrlich zornig zu werden? Abgewöhnen kann man sich das von selber.“

„Ehrlich zornig werden wie der Sidnen es macht“, sagte spöttisch die Dienerin. „Der Zorn gehört zu den sieben Todsünden. Paßt das zu einem Missionar? Nein, aber zu einem Maler.“ Sie vertrat Sidnens künstlerische Aspirationen. „Werde du ein Maler, Sidnen, und bleibe im Lande...“

„Und nähre dich redlich“, fügte der Onkel Doktor hinzu, wenn er es hörte. „Und in dem Fall mehr redlich als reichlich, mehr qualitativ ausgiebig, mehr mit Kartoffeln als mit Kaviar. Läßt du den Pinsel, Junge, und tritt in meine Fußstapfen. Werde Arzt. Da hast du, was du brauchst, Auskommen, Ansehen, Interessen, kannst mein Nachfolger werden, was willst du mehr?“

„O, weißt du“, sagte Sidnen, ich mag franke Leute nicht leiden. Man muß auf den Zehen gehen, und alle Leute legen den Finger auf den Mund, wenn man ins Zimmer kommt, und in den Krankenstuben riecht es schlecht. Nein. Ich will ein Missionar werden wie der Papa, und ein Maler. Dann gehe ich weit weg, und niemand hat mir etwas zu befehlen.“

„Bleib du nur da“, lachte der Onkel. „Befohlen wird dir sowieso nichts. Darum brauchst du nicht in die Tropen.“

„Ich heirate Rahel“, sagte Sidnen. „Die kenne ich am besten. Und es ist zu komisch, wenn sie nicht zornig werden wollte, weil die Tante Adeline gesagt, nur gemeines Volk würde zornig. Wenn sie Klavier spielen muß, heult sie. Aber denkst du, sie steht auf und geht weg? Nein, sie heult nur. Und hast doch das Klavierspielen! Sie fürchtet sich vor der Tante Adeline. Was die sagt, das glaubt sie.“

„Gut“, sagte der Onkel, „wenn sie übt, obgleich sie es nicht gerne tut, hat sie eben mehr Pflichtgefühl als du.“

„Nein, sie hat nur mehr Angst vor der Tante Adeline als ich vor der Tante Mariechen.“

„Möglich“, sagte der Onkel. „Wer recht tut, braucht sich überhaupt nicht zu fürchten.“

„So“, trumpfte Sidnen. „Dann tut niemand recht. Alle Leute haben Angst vor dem lieben Gott. Er will's ja so haben. Aber ich habe keine.“

„Jetzt schweig“, rief der Onkel. Aber er lachte.

Kurze Zeit nach diesem Gespräch mußte der Familienrat zusammengerufen werden. Allerdings nur der engere, denn es hatte sich folgendes begeben:

Sidnen und Rahel saßen am See. Sie waren beide noch zu jung, um sich damit zufrieden geben zu können, daß der See so seidig und zartfarbig vor ihnen lag, daß Tausende von kleinen Wellen sich darauf wiegten, daß winzige Fischlein in unendlichen Zügen den Ufersteinen zuzogen, daß jeder Kiesel ein Juwel, mit weißem Schaum wie mit Perlen eingefasst war und weich im Sande lag, daß die Pappeln sich so getreu im Wasser spiegelten, als wären sie

unter dem klaren Grund entsprungen. Das alles sagte ihnen nichts. Sie langweilten sich. Es war ein heißer Sommertag, und Hitze lag über der blauen Fläche. Ein gleichmäßiges Brüten und Summen zog durch die Luft und wirkte als lautlose Stille. Faul lagen die zwei Menschenkinder auf dem Grasstreifen des Ufers.

„Wollen wir baden“, fragte Sidnen plötzlich.

„Ich habe mein Badkleid oben. Ich mag's nicht holen“, sagte Rahel.

„Ach was“, sagte Sidnen, „geh doch ohne den dummen Tezen ins Wasser.“ Sie entkleideten sich, und warfen die Kleider unter den Erlenbusch. Sie dachten nicht einmal daran, sich umzudrehen, ob jemand ihnen zusehe. Rahel stand mit ihrem braunen Körperchen so zierlich gegen den blauen Himmel und das Blau des Sees, daß Sidnens künstlerisches Empfinden geweckt wurde.

„Das sieht schön aus, wie du so stehst“, sagte er. Da sah auch Rahel ihn an, und tiefes Erstaunen malte sich auf ihrem Gesicht.

„Du bist ganz anders als ich“, sagte sie. „Das ist komisch.“

„Das ist nicht komisch“, sagte Sidnen. „Ich bin eben ein Junge und du ein Mädchen. Weißt du, wir heiraten uns einmal.“

„Ja“, sagte Rahel, „dann kriegen wir Kinder.“

„Natürlich“, wollte Sidnen sagen, aber ein gellender Schrei erscholl hinter ihnen. Oben auf der Gartenmauer stand Karoline und sah mit schrederstarren Augen auf die beiden Kinder hernieder, die sich ihre Beobachtungen, während sie sich scherzend spritzten, zugeschrien hatten.

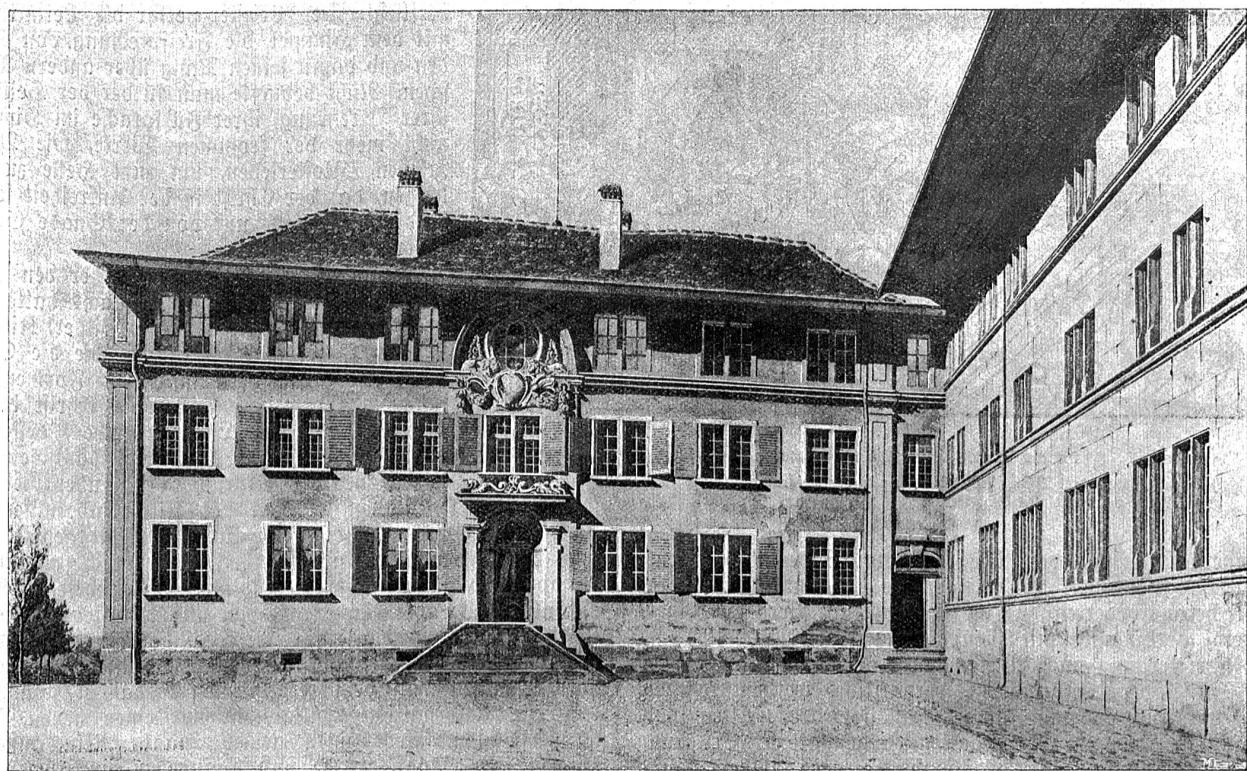
„Wollt ihr euch augenblicklich anziehen“, schrie sie, zerternd. „Ihr seid ja nackt! Schämt ihr euch nicht, ihr abscheulichen Kinder.“ Sie rannte fort, der Mauer entlang, die Treppe hinunter und über die Straße an den See, der von der Gartenmauer nur durch das schmale Streifchen Land, auf dem die Kinder spielten, und die Straße getrennt war. Die Kleinen standen lautlos da und sahen sich erschrocken an. Dann liefen sie zu dem nahen Erlenbusch nach ihren Kleidern.

Aber Karoline war schon bei ihnen, schüttelte Rahel heftig am Arm und flüsterte: „So ein Kind bist du? So eines bist du? Warte, bis Tante Adeline das weiß.“ Dann wandte sie sich an Sidnen und zischte: „Du bist zum letztenmal hier draußen gewesen. Willst du uns das Kind verderben, du häßlicher Junge?“

Sidnen lachte. „Das ist darum noch kein Unglück, wenn sie schon ihr rotes Läppchen nicht angezogen hat“, meinte er. „Und was hast du mir zu befehlen? Ich sag's dem Beilosa, der haut dich durch.“

Da glitt ein unendlich verächtliches Lächeln über Karolinens Gesicht. Sie wußte am besten, wer Herr im Hause war, seine Faust, oder ihre Zunge.

Empört bis in die innersten Fasern ihres Herzens brachte sie Rahel nach Hause. Sidnen trottete hinter ihr her und suchte durch Fäden aller Art Rahels ängstlichem Gesichtchen seinen natürlichen Ausdruck wiederzugeben. Karoline schob ihn, oben angekommen, auf die Laube mit den Maulbeeren und zerrte Rahel ins Zimmer zu Frau Pettypierre, die erstaunt auffaßt, als sie Rahels Augen und Karolinens außergewöhnliche Aufregung sah.



**Zur bernischen Reformationsfeier.** Die alte Hochschule, die dem heutigen Casino Platz machen mußte und die aus dem ehemaligen Franziskaner-Kloster hervorging, in dem im Januar 1528 das Verner Religionsgespräch abgehalten wurde.

Karolines Stimme klang anklagend zu Sidney, der sich mit den reisen Maulbeeren tröstete, die er sich händevoll in den Mund stopfte. Rahels Weinen ließ ihn in seiner Beschäftigung innehalten, und er tat einen Schwur, es Karoline heimzuzahlen, wenn er einmal erwachsen sein würde. Die soll etwas erfahren, die lange Dachtraufe die, dachte er. So lange, dünne Frauen hasse ich, es hat ja auch gar kein Herz in ihnen Platz, so mager sind sie.

Endlich wurde es still. Kein Mensch kümmerte sich um ihn. Er lief vor das Haus und trieb sich herum bis zum Abendrot. Auch da redete ihn niemand an. Alle schwiegen. Rachel war, trotzdem es Sale gab, nicht zum Essen zu bewegen.

Sidney sagte plötzlich: „Tante Adeline, du und Karoline haben ganz dieselben Nasen. Dünn von oben bis unten und so schmal wie Gebirgspässe. Aber deine Nase, Tante Ottolie, die sieht aus wie die kleinen Kartoffeln, die der Belusa ins Schweinefutter tut, und der Rachel ihre ist...“ Adeline sah ihn an. Da schwieg er entmutigt. Ottolie war rot geworden, denn ihre Nase war ihr empfindlicher Teil, der einzige, von dem sie bestimmt wußte, daß er Fehler aufwies.

Nach dem Nachessen blickte Belusa den Jungen zur Bahn, und zwanzig Minuten später war er in der Stadt. Das Ereignis des gemeinsamen Badens schien ihm nicht der Mühe wert, es der Tante Marie zu erzählen. Aber Monika, das wußte er, vermochte er damit zu ärgern.

„Monika, die Rachel und ich haben zusammen gebadet, und wir hatten nichts angezogen. Das war fein. Sie sah aus wie eine der Negerpuppen, die der Papa mir früher immer schenkte. Nicht so schwarz, nur so haselnussig braun.“ Monika riß sich die Brille von der Nase.

„Nacht habt ihr gebadet?“ fragte sie.

„Ja“, schrie der Junge vergnügt und schadenfroh. „Gerade so nackt wie der Adam und die Eva im Museum, und die Eva hat gerade denselben Bauch wie Rachel.“

Monika antwortete nicht. Ihr war, als säße ihr Herzenseunge schon zu unterst in der Hölle. Brühwarm erzählte sie alles der Tante Marie, die vor Kummer nicht schlafen konnte, denn zu der Zeit als dies geschah und noch eine ganze Weile später jagte das Wort „nacht“ ganze Regimenter von Frauen, ja auch von Männern — theoretisch gesprochen — in die Flucht. Mochte es Gewöhnung sein, mochte es Prüderie sein (in der Wirkung kommt's auf dasselbe heraus), wo das Wort fiel, verbreitete es Entsetzen, sah man Verderbnis, Sünde, Höllenstrafen, und wo es nun gar Tatsache wurde, wo es Fleisch und Blut annahm, da versanken Eltern und Erzieher in wildesten Gram.

Marienchen wunderte sich daher nicht, als am nächsten Morgen der Onkel Doktor und Frau Petitpierre vorführen, um sich mit ihr, der Pflegemutter des Hauptünders, über die Angelegenheit zu besprechen. Sie begriff es, wenn es ihr auch das Herz zerriß, über ihren Jungen ein Urteil fällen zu hören, besonders darum, weil er in wahrhaft unbegreiflicher Sorglosigkeit sie nur auslachte. (Fortsetzung folgt.)

## Die bernische Reformation 1528.

Von Prof. Dr. R. Feller.

Hier nun steht überraschend und wohl nie restlos deutbar der siegreiche Aufstieg des reformierten Gedankens in Bern ein. Es war ein Gewinn, daß das widerstrebende Söldneratum in den Schlachten von Biocca und Pavia in seinen fähigsten Führern auf den Tod getroffen wurde. Es schlug der Reformation zum Heil aus, daß 1526 die